. 182. 41. Jahrgang. Abend-Ausgabe Mittwoch, 10. April 1912

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Vorfrucht.

Am 9. Oktober 1878, zehn Tage, bevor das Ausnahmegesetz gen die Sozialdemokratie im Reichstage mit 221 gegen 9 Stimmen angenommen wurde, sagte Fürst Bismarck in er Rede zur Rechtfertigung seiner Vorlage: „Der Fortritt ist, um landwirtschaftlich zu sprechen, eine sehr gute rfrucht für den Sozialismus als Bodenbereiter, er gedeiht nach vorzüglich." Wie so mancher halbwahre und gerade shalb auch halbfalsche Ausspruch geht auch diese Bemerkung s ersten Kanzlers immer wieder durch die Presse, und erst stern noch glaubte die agrarische „Deutsche Tageszeitung" ter Hinweis auf eine ähnliche Bemerkung des Abgeordneten heidemann sich auf ihn berufen zu können. Nun liegt es s fern, diesen Wurm, der offenbar nicht sterben kann, zerreten zu wollen, aber es ist vielleicht nicht überflüssig, einmal prüfen, wo eigentlich die Wurzeln der Sozialdemokratie gen und inwieweit an ihrem Gedeihen gerade diejenigen reise mitgewirkt haben, die sie zu beseitigen versuchten.

Wir haben allen Respekt vor der großen Persönlichkeit des ürsten Bismarck und denken nicht daran, ihn aus dem Milieu er Gegenwart heraus beurteilen zu wollen. Auch der größte taatsmann kann nur aus seiner Zeit heraus richtig verstanen und gewürdigt werden. Dieses Benefizium soll dem igentlichen Begründer des Deutschen Reichs nicht verkürzt erden. Aber darüber kann doch nicht der geringste Zweifel ein, daß es Fürst Bismarck selbst gewesen ist, der erst die ozialdemokratie durch seine Ausnahmepolitik zu iner straffen Organisation gezwungen, und sie damit widerandsfähig gemacht hat. Zahlen sprechen! Bei den Wahlen on 1878, unmittelbar vor der Durchsetzung der Gewaltpolitik, atte es die sozialdemokratische Partei auf 437 000 Wähler geracht, eine an sich ganz stattliche Zahl, die uns aber heute, o die Sozialdemokratie fast zehnmal so groß geworden ist, eradezu winzig erscheint. Nun kam das Sozialistengesetz mit er völligen Zertrümmerung der sozialdemokratischen Vereine und Blätter. Es schien auch zunächst zu wirken. ei den Wahlen von 1881 sank die sozialdemokratische Stimmenzahl auf 312 000. Die Anhänger der Gewaltpolitik chienen recht zu behalten. Ach, es war ein kurzes Vergnügen! Schon 1884 brachte es die Sozialdemokratie auf 550 000 Stimmen, und sie wuchs mit jeder Wahl weiter. Im Jahre 1890, als das Sozialistengesetz bereits wackelte, wählten ch weniger als 1 427 000 wahlberechtigte Deutsche den sozialemokratischen Kandidaten, was nichts anderes besagen will, als daß in den zwölf Jahren des Sozialistengesetzes sich die Zahl der sozialdemokratischen Wähler mehr als verdreifacht hatte. Das Sozialistengesetz erwies sich, wie man sieht, ls eine ganz vorzügliche Vorfrucht der Sozialdemokratie. Und heute ist man sich doch wohl allseitig darüber klar, daß, so wenig die Peitsche der Ausnahmegesetze imstande war, den Sozialismus zu eliminieren, auch das sozialpolitische Zuckerbrot sich der Sozialdemokratie gegenüber als wirkungslos erwiesen hat.

Wie sollte eigentlich der Fortschritt dazu gekommen sein, an dem Aufblühen der Sozialdemokratie Schuld zu tragen? Er hat ja fast in der ganzen Zeit, die nun das neue Reich bereits existiert, keine Gelegenheit gefunden, seinen politischen Idealen Folge zu geben und sein politisches Programm zu verwirklichen. Ein einziges Mal schien so etwas wie eine liberale Morgenröte über dem Deutschen Reich heraufzudämmern, als Fürst Bülow im Dezember 1906 mit dem Zentrum gebrochen hatte und sich um Hilfe an den Gesamtliberalismus wandte. Und die Folge war, daß die sozialdemokratische Fraktion von 81 auf 43 herabgemindert wurde. Das sieht nicht gerade so aus, als sei der entschiedene Liberalismus die geeignete Vorfrucht, nach welcher der Sozialismus vorzüglich gedeihe. Und wenn es bei den letzten Wahlen ganz anders gekommen ist, so muß man schon ein Brett vor dem Kopf haben, um für die Wendung den Liberalismus verantwortlich zu machen. Es war die drückende Last der indirekten Steuern von 1909, es war der Rückfall in eine Ära der gröbsten Reaktion, was auf die sozialdemokratischen Mühlen neues Wasser brachte. Aber von dieser besonders krassen Episode abgesehen, woher stammt denn die Unzufriedenheit, die eigentliche Vorfrucht des Sozialismus? Doch gerade daher, daß immer neue Versuche gemacht wurden, nicht mit, sondern gegen das Volk zu regieren. Fürst Bismarck hat schon vor einem halben Jahrhundert das preußische Dreiklassenwahlrecht als das elendeste aller Wahlsysteme bezeichnet, aber weder er noch einer seiner Nachfolger haben den ernstlichen Versuch gemacht, es zu beseitigen. Es besteht noch bis auf den heutigen Tag, und es hat mehr dazu mitgeholfen, Sozialdemokraten zu züchten als sämtliche sozialdemokratischen Agitatoren zusammengenommen. Und neben dem Klassenwahlrecht war es die Klassenjustiz, war es das Spielen mit neuen Ausnahmegesetzen, war es der extreme Schutzzoll mit seiner Verteuerung der Lebenshaltung, war es die parteiische Verwaltung, was Scharen von Wählern in das Lager der Unzufriedenen trieb. Wenn die Agrarier wirklich darüber nachdenken wollten, wo die eigentliche Vorfrucht der Sozialdemokratie zu finden sei, brauchten sie nicht weit zu suchen.

Daß auch das liberale Bürgertum nicht ganz schuldlos an dem Wachsen der sozialdemokratischen Bewegung gewesen sei, mag zugegeben werden. Der Liberalismus hat in den sechziger Jahren sich durch Bismarcksche Künste von den Arbeitern trennen lassen, und er hat diese Isolierung noch heute nicht völlig überwunden. Immerhin haben gerade die letzten Wahlen mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß er sich nicht länger durch reaktionäre Manöver schrecken läßt, sondern wieder Fühlung mit den arbeitenden Massen sucht. Und wenn er, wie wir hoffen, auf diesem Wege weiter geht, dann wird er allmählich den seit einem halben Jahrhundert verlorenen Einfluß auf den Staat zurückgewinnen. In diesem Sinne kann man wenigstens mit gleichem Recht sagen, daß der Sozialismus die Vorfrucht des Liberalismus sei. Denn sofern die Sozialdemokratie überhaupt positiv tätig sein will, kann sie es gar nicht anders, als indem sie zur Verwirklichung der liberalen Ziele mitarbeitet.

Deshalb bleibt es doch bestehen, daß zwischen Liberalismus und Sozialismus grundlegende Unterschiede vorhanden sind, die sich nicht verwischen lassen und auch gar nicht verwischt werden sollen. Doch wir stimmen darin Professor Schmoller zu, daß man der heutigen Sozialdemokratie nicht mit Ausnahmegesetzen, Staatsstreich und Gewalt beikommen kann. „Sie ist," wie Schmoller ganz richtig sagt, „ein Glied in der geistigen und materiellen ungeheuren Umbildung unserer gesellschaftlichen Zustände; sie enthält große Verirrungen und utopische Hoffnungen, die man bekämpfen muß, die aber durch den Prozeß der Geschichte nach und nach selbst zurücktreten werden." Jedenfalls, wenn die Sozialdemokratie überwunden werden kann, so kann sie es nur durch den Liberalismus werden. Und schon heute sind es nicht die Phantasien vom Zukunftsstaat, die unsere Reaktionäre fürchten, sondern es sind die liberalen Gedanken der Aufklärung, der Geistesfreiheit, der sozialen Gerechtigkeit und der politischen Gleichberechtigung, die sie auf dem Umwege über den Kampf gegen die Sozialdemokratie zu Fall bringen möchten. Bleibt der Liberalismus sich selbst treu, so wird er auch selbst die Früchte der Saat ernten, die er ausgestreut hat.

Evangelium und Drama.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Schlenther.

Für eine größere Gemeinschaft religiös oder dichterisch gestimmter Menschen, die am Abend des letzten Ostertages in unserer weihevollen Singakademie versammelt war, schloß das Fest durch eine Aufführung zwischen Gottesdienst und Theaterspiel. Das Theaterspiel, dieser verlorene Sohn des Gottesdienstes, schien heimgekehrt zu sein, reuig verlangend, liebreich empfangen.

Der Pfarrer Walther Rithack-Stahn von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche hat über das Leben und Sterben Jesu so lange gepredigt, bis ihm alle diese Vorgänge mit dichterischer Kraft leibhaftig vor das Auge traten. Er hörte nicht auf zu predigen, aber er fing an zu gestalten. Er hörte nicht auf zu deuten, aber er fing an zu dichten. Er hörte nicht auf zu lehren, aber er fing an zu beleben. So entstand sein „Christusdrama". In der Singakademie hat uns am Ostermontag Friedrich Kayßler fast akademie hat uns am Ostermontag Friedrich Kayßler fast das ganze vorgelesen. Ein priesterlicher Schauspieler machte das Wort des dichterischen Priesters mannigfach laut und lebendig.

Der Dichter nennt die einzelnen Abschnitte seines Dramas mit einer veralteten Bezeichnung, wie sie in der vorklassischen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts noch üblich war, „Handlungen". Der Ausdruck wurde mit Recht gewählt. Vom Handlungsreichsten Drama der Weltgeschichte gibt dieser theologische Poet nichts als Handlung. Mit bewundernswürdiger, bei einem Kanzelredner doppelt erstaunlicher Entsagung verzichtet er auf alles Dramatische, auf alles Lehrhafte, auf jede moralisierende Nutzanwendung; frei von Salbung und Salbaderei stellt er auf die Bühne, was ihm die Evangelien zeigten. Kein Wort, das nicht aus einer am Ereignis beteiligten Menschenkele gesprochen wäre! Keine Gestalt, die nicht aus dem Ereignis hervorwüchse! Die Person des Dichters, seine eigenen Meinungen und Gedanken, sogar seine eigenen Empfindungen treten hinter die gewaltige des großen Gegenstandes. Sein beherrschtes Gefühl strömt unmittelbar in den Stoff und gibt diesem eine künstlerische Form, die sich nicht nach hergebrachten Techniken des Dramas richtet, aber straff und lückenlos gerade diesen Stoff umspannt.

Wenn man es nicht wüßte, würde keiner merken, daß dieser schlanke, handlose, objektive Dramatiker zugleich ein berufsmäßiger und berufener Verkünder des christlichen Evangeliums ist. Er erscheint als ein von seinem Gegenstande durchdrungener Dichter. Eben darin liegt die durchdringende Macht dieser Dichtung. Was tausendmal versucht und mißglückt ist, scheint hier einmal gelungen zu sein. Vorsichtigerweise muß ich sagen: scheint. Denn der Vorlesetisch, wer auch hinter ihm sitzt und spricht, ist immer nur ein dürftiges Surrogatmöbel für die Kunst der Bühne. Unser Pfarrherr jedoch nennt seinen „Christus" ein Drama und verlangt daher die Bühne. Gleich zu Beginn deutet er zart, aber verständlich an, wie er sich diese Bühne vorstellt. Durch das Herabposaunen eines Parsifalmotivs weist er auf das Weihfestspielhaus. Man denkt es sich am Fuße der Lutherschen Wartburg. Denn so inkonfessionell die Dichtung ist, so unkatholisch, so „evangelisch" ist sie, im neutestamentlichen Ursinne des Worts evangelisch.

Wie Wagner auf seinem Bayreuther Spielraum, so sieht Rithack-Stahn unsere landläufige Bühne vor sich. An den üblichen Vorhang treten wie in Goethes Vorspiel zum „Faust" drei Personen: ein Prophet, der gegen die alte Menschenschuld am Heiland eifert, eine Menschenstimme, die des Heilands Wiederkehr ersehnt, und — er selbst, der Dichter, der den Heiland wieder aufleben läßt. „So willst du leicklich mit dem Heil'gen spielen?" fragt ihn ziemlich unwirsch der Prophet. Der Dichter antwortet:

„Ja! Heil'ges Spiel! Sagt, was sind alle Künste,
Wenn sie des höchsten Wurfes sich entschlagen?
Laßt sie vereint ihr Allergrößtes wagen,
Zum Lebenden verdichten Geistgespinnste
Und durch das Menschliche ins Ew'ge zielen!"

In Theaterdunkheit vollziehen sich hinter einander rasch, knapp, wortkarg und vorgangsreich sechs „Handlungen" mit wild auseinanderprallenden Gegensätzen, in heftig bewegten Massenszenen, im erregenden Wechsel von Sturm und Stille. Zwei dieser „Handlungen" sind in der Mitte geteilt, so daß sich das „heilige Spiel" in acht Bühnenbildern aufführt.

Der erste dieser sechs Akte dehnt sich wie ein weites Hochplateau aus. Der Tempel von Jerusalem ist der Hintergrund. Man sieht die Schachermachei der Wechsler und Krämer, den Dünkel prahlender Pharisäer, den Römerspott über das Judentum, man hört die Silbenstecherein der Schriftgelehrten oder, wie sie hier einmal genannt werden, der „Schriftathleten". Auch hellenistische Weisheit wagt sich hervor: „Den Schöpfer birgt das sichtbare Gewebe des Scheinenden." In all diesen Krimskrams des Feilschens und Philosophierens platzt eine brutale Tat herein: Barrabas und noch zwei andere morden aus Nationalhaß einen römischen Patrizier. Dann kündigt sich der Palmeneinzug Jesu an. Geheilte Kranke, die Sünderin, der vergeben ist, eilen ihm voran. Petrus führt den Esel, auf dem sein Meister reitet. Der erste Eindruck, den der Heiland macht, ist leidenschaftliche Erregung gegen „die Jasager Gottes" und gegen „die gottlose Stadt der geistlich Toten". Dann freilich folgt eine holdselige Rede des Erbarmens, und endlich die Wundertat: ein Epileptiker wird geheilt. Als ihn nun alle Bresthaften umfleben, weist er sie schroff zurück: „Bin ich ein Arzt der Leiber?" Schon hier zeigt sich der Gegensatz zwischen Jesus und Judas. Das Reich und die Herrlichkeit, die Jesus verkündigt, nimmt Judas im wörtlichen Sinne, als seien sie von dieser Welt. Er drängt nach der Königsburg, aber noch folgt er, ebenso wie die vom geistlichen Tod auferweckte Magdalena, dem Meister in die Stille des bescheidenen Idylls von Bethanien zu den Schwestern Martha und Maria.

Auf dieser Szene des zweiten Aktes in der offenen Weinlaube vor dem Häuschen der Schwestern liegt milde Schwermut. Die Kindlein kommen, darunter ein Knabe, der so heißt wie der Meister selbst: Josua, auf deutsch Gotthilf. Unter den Jüngern eifersüchtelt es, und die Mutter des Johannes schürt diese Stimmung. Ueberall, auch im innigsten Kreise, trifft der Gottgesandte auf Menschlichkeiten. Mirjam, die Dirne, salbt seine Füße, aber neben ihm murrt Judas als leibhaftiges Memento mori, und warnende Stimmen der Heimat locken ins Enge zurück: es ist die verwitwete Mutter Jesu mit ihren Söhnen und Töchtern. Jesus war des toten Vaters Lieblingssohn. Die Mutter selbst scheint an seine Gottessindschaft nicht zu glauben. Hier liegt eine so bange und doch zugleich so süße Stimmung, daß sie an Motive Gerhart Hauptmanns aus „Hannele", der „Versunkenen Glocke", dem großen Quintroman erinnert.

Im dritten, zweigeteilten Akt (Abendmahl bei Joseph von Arimathäa und Mahl am Oelberg) beginnt die Katastrophe. Der Hausherr und Gastgeber ist ängstlich, die Jünger erschreckt das Transsubstanzieren von Brot und Wein. Auch die Fußwaschung befremdet, weil man ihren Sinn nicht versteht: „Wer Sklave ist, wird herrschen." Die Sorge um Gefahr lockt Petri Schwert aus der Scheide, den Meister selbst wandelt eine körperliche Schwäche an. Nachts steigert sie sich zu einem Ausbruch der Angst vor dem Kreuz. Kein Satan mit Hörnern und Klauen tritt von außen an ihn heran, sondern — immer das Göttliche mit dem Menschlichen verquickt — in den Qualen der eigenen Brust liegt die höllische Versuchung. Im jähen Drang der Begebenheiten folgt die Gefangennahme, die Flucht der Jünger, die Belohnung und gleich darauf der Selbstmord des Judas Iskariotb, der nicht der dreißig Silberlinge wegen seinen Meister verraten hat, sondern weil er vermeinte, in der Not werde sich endlich das Reich

Der Dampferzusammenstoß auf dem Nil.

(Telegramme unserer Korrespondenten.)

Paris, 10. April.

Nach einer Havasnachricht aus Kairo scheint die Nilkatastrophe minder groß zu sein, als bisher angenommen wurde. Die Opfer sind alle Aegypter; Touristen haben sich unter ihnen nicht befunden. Die Zahl der Ertrunkenen wird sich schwer feststellen lassen, da die Geretteten sich sofort in der Nacht nach allen Himmelsrichtungen zerstreut haben. — Im Gegensatz hierzu meldet der Korrespondent des „Journal" aus Kairo: Das Schiff der Kairotischen Transitkompagnie war mit Touristen überfüllt. Es versieht den Dienst zwischen Sachara und der großen Stromschnelle unterhalb von Kairo. Diese Ausflüge werden des Abends unternommen, da die Nilfahrten in der Nacht und bei Mondschein angenehm sind. So konnte es ungefähr 11 Uhr abends sein, als das Unglück geschah. In wenigen Sekunden war der Dampfer mit seinen 200 Passagieren untergegangen. Der Steamer, der den Zusammenstoß verursacht hatte, versuchte sofort, einen Rettungsdienst zu organisieren. Von Land aus stießen zahlreiche von den kleinen Schiffen ab, die stets in der Nähe der Stromschnellen vor Anker liegen. Trotz der Schnelligkeit der Hilfe konnte man nur wenige der Verunglückten retten. Am Vormittag waren nur siebzehn Leichen geborgen. Aber auch die optimistischen Berechnungen gehen darauf hinaus, daß mindestens fünfzig Touristen der verschiedenen Nationalitäten bei der Katastrophe ihren Tod gefunden haben müssen. Die Strömung ist an dem Unglücksort sehr stark, und man muß annehmen, daß eine große Anzahl der Leichen niemals aufgefunden werden kann.

London, 10. April.

Der Nildampfer hatte nahezu 400 Passagiere an Bord und war auf dem Wege von dem Deltastauwerk nach Kairo, als der Zusammenstoß mit dem Lastkahn sich ereignete. Der Unfall geschah in der Nähe des Stauwerks; der Dampfer sank innerhalb fünf Minuten. Die ersten Nachrichten stehen stark miteinander in Widerspruch. Nach den letzten Meldungen sollen jedoch nur fünfzehn Personen ihr Leben verloren haben, von denen die meisten Europäer sein sollen. Die Direktion des Londoner Reisebureaus Cook erklärt jedoch, daß nur wenige Europäer zur jetzigen Zeit die Ausflugdampfer benützen würden, da die Saison bereits vorüber sei. Das Unglück geschah in der Nähe der Eingeborenenstadt, und die Dampfer, die die Eingeborenen zu benutzen pflegen, seien stets so überfüllt wie das verunglückte Boot. Augenzeugen und Passagiere des Dampfers erklären, daß bedeutend mehr Personen umgekommen sein müssen. Die erschreckten Passagiere stürzten wie wild durcheinander. Der Dampfer wurde sofort nach dem Ufer zugesteuert, das an jener Stelle bedeutend höher als das Deck des Dampfers und äußerst steil ist. Taue wurden ausgeworfen, die von Arabern aufgefangen wurden, die das Schiff an der Ufermauer festhielten. Notplanken wurden gelegt, und wie wahnsinnig stürzte das Publikum zum Ufer. Frauen und Kinder stürzten ab und fielen ins Wasser; sie konnten aber zum größten Teil von den hilfsbereiten Arabern ans Land gezogen werden. In demselben Augenblick legte auch ein Schleppdampfer an das Schiff an, und auch dieser war sofort mit Passagieren überfüllt. Ein anderer Augenzeuge erklärte, daß eine große Anzahl von Personen mit dem Dampfer untergirg, und daß sich nicht alle vierhundert Passagiere retten konnten, da zwischen dem Zusammenstoß und dem Untergang nur wenige Minuten vergingen.

Kairo, 10. April. (W. T. B.) Die bei dem Dampferunglück auf dem Nil Ertrunkenen sind alle Aegypter.